

Ein schweizerischer "Dichterbund" [Schluss]

Autor(en): **Tobler, Clara**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **14 (1910)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575351>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ständlichen Gegenwart lebt. Die Aufführung, die keine großen Anforderungen an die Schauspieler stellt und szenisch leicht zu bestreiten ist, wird jede Bühne mit schönstem Erfolg belohnen.

Die andere Publikation, die uns soeben zuzuging, ist eine Sammlung dialektischer Lustspiele „Bärnerliut“ von Otto von Greyerz. Der Verleger M. Francke in Bern hat dem Buch eine feine Ausstattung und einen entzückenden Einband gegeben, was schon äußerlich andeutet, wie diese Publikation aufzufassen ist, daß sie sich zunächst nicht an die Bühne, sondern an den Leser wendet. In der Tat enthält das Buch Stücke, die kaum oder gar nicht für die Aufführung berechnet sind, so das kleine Vorspiel „Im Tram“, das in amüsanter und lebhafter Weise „zur Einführung ins Milieu“ das Material skizziert, aus dem v. Greyerz die lebenswarmen Gestalten seiner Dichtungen formt, die bernische Stadtbewohner. Auch das zweite Stück „Vor em Bazar oder Die italiänischi Reiz“ kann als Gelegenheitspiel speziellen Charakters wohl keinen Anspruch auf Neuaufführung machen, und schließlich wird auch die Schul- und Kinderkomödie „Ds Häberlis Pudi“ der Inszenierung manche Schwierigkeit entgegensehen. Aber neben diesen enthält die Sammlung noch vier Komödien, die alle von vorzüglichster Bühneneignung sind. „D' Revolution im Rhyffigägli“ (aus der „Bolenzzeit“ in zwei Akten), „Der Napolitaner“ (aus der „Romunarden-Zeit“ in drei Akten) und die beiden Einakter „E strube Morge“ und „Der Locataire“. Die erprobte, außerordentlich starke Bühnenwirkung dieser doch in erster Linie auf das Psychologische abgestellten Charakterkomödien ist der glücklichen Inszenierung und der geschickten Führung des Dialogs zu verdanken, der alle Feinheiten der Sprache und Charakterisierung ruhig und klar zur Geltung bringt, sodaß auch bei der Aufführung kein Titelchen verloren geht. Dies ist um so wichtiger, als der Dichter mit fast raffinierter Kenntnis aller sprachlichen Nuancen aus dem unergründlichen Schatz bernischer Mundart schöpft. Dabei geben sich diese Lustspiele so durchaus natürlich und anspruchslos, daß man, wie von einer erfreulichen Wirklichkeit ergriffen, leicht vergißt, welch hoher Kunst es zu einer solch schlichten Unmittelbarkeit bedarf. Man sehe nur einmal zu, wie die Gestalten der kleinen Dramen zum Leben gebracht sind, z. B. die beiden alten Frauen im „Napolitaner“ und „Locataire“, wie da kein Wort, keine Gebärde ist, die nicht helfen, das Charakterbild zu vollenden, das mit so tüchtiger, lebenswarmer Rundheit vor uns steht, daß wir meinen, diese Menschen längst gekannt und unser Dasein mit ihrer reifen Menschlichkeit bereichert zu haben. Beide, die Frau von Lentulus und die Frau von Graviseth, sind echte alte Bernerinnen vom Schlage der Frau Leonie, der Heldin der tiefgründigen Novelle „Im Paradies“, die wir dieses Jahr unsern Lesern bringen konnten. Es sind Frauen, die mit dem Leben, durch das sie sich tapfer hindurchgekämpft,

abgeschlossen haben, die geistig über ihm stehen und doch noch mit dem ganzen Herzen daran teilnehmen, die von ihrer abgeklärten, aber menschlich warmen Höhe aus die Dinge anders sehen als etwa der im unschönen Kampf der Parteien einseitig gewordene Mann und die sich gelegentlich nicht scheuen, mit ruhiger Natürlichkeit eine nach höhern Gesichtspunkten gerichtete Umwertung gemeiner Werte vorzunehmen. Bei der fein nuancierenden Kunst des Dichters ist es selbstverständlich, daß diese drei seelenverwandten Frauen unter sich verschiedene Individualitäten darstellen und daß, der Kunstform entsprechend, der Humor an den Gestalten des Lustspiels größeren Anteil hat als an der Heldin der zu tragischen Konflikten führenden Novelle, und zwar ist er mit ganz besonderer Liebe über die prächtige Frau von Graviseth im „Locataire“ ausgeschüttet. Ueberhaupt ist es der warme verklärende Humor, der den v. Greyerz'schen Stücken die besondere Note gibt und der wohl auch zu einem Teil im Genius der Sprache wurzelt. Mit breiter Sonnigkeit umgibt er alle diese Spiele und schlägt immer wieder mit warmen Wogen über satirischen Ansätzen zusammen. Eine wirkliche Satire finden wir eigentlich nur in der Schul- und Kinderkomödie „Ds Häberlis Pudi“, die eine recht scharfe und zum Nachdenken anregende Beurteilung gewisser, die Seele des Kindes mißdeutender und mißhandelnder Jugenderzieher enthält. Aber auch in diesem Stücke, wo einer verdrossenen Lehrerkonferenz die feste Pufffrau ein vergnügliches Ende bereitet, sind es schließlich doch positive Ergebnisse, die unserer Erinnerung sich einprägen und uns diese Dichtung als ein frisches, gesundes, von der lebendigen Wirklichkeit lebendes Gegenstück zu Wedekinds „Frühlings Erwachen“ erscheinen lassen.

Ob ein Nichtberner den ganzen Charme der v. Greyerz'schen Sprache auszukosten imstande ist, die das ergötzliche Gemisch von Berndeutsch, Französisch und Mattenenglisch in der städtischen Mundart so vorzüglich auszuwerten weiß, ist fraglich; immerhin enthalten diese Dichtungen auch für den, der nicht alle sprachlichen Feinheiten nachzuempfinden vermag, noch des Schönen und Bedeutenden genug, liegt doch in diesen scheinbar leicht hin gegebenen Komödien ein kostbarer Schatz von Lebenskraft, Lebensweisheit und echter Dichter sonnigkeit verborgen. Diesen Schatz zu heben möchten wir beiden gönnen, dem Leser und dem Schauspieler, und möge es dabei diesem zum Bewußtsein kommen, daß in unserer Schweizerdichtung auch dramatische Kräfte liegen*) und daß es bei der Bühne steht, diese zu Leben und Erfolg oder zu Erschließung und zum Verfliegen zu bringen.

M. W.

*) Bei dieser Gelegenheit dürfen wir wohl verraten, daß die in unserer „Schweiz“ erschienene Erzählung „Das Zeichen“ von Lisa Wenger als Volksstück von starker dramatischer Wirkung neu entstanden ist, dessen Aufführung für ein Liebhabertheater eine äußerst dankbare Aufgabe wäre.

Ein schweizerischer „Dichterbund“.

Nachdruck verboten.

(Schluß).

Schiller scheint aus unserm „Bunde“ besonders Mattiker verehrt zu haben, fanden doch dessen dramatische Neigungen bei diesem Dichter die beste Nahrung. „Schillers Andenken“ feiert er wie folgt:

Wallen möcht' ich zum Denkmahl des hochbegeisterten Sängers,
Und zur geheiligten Gruft, die seine Hülle umschließt.
Denkmahl? suchst du vergebens! Aber die heilige Asche?
Ist mit gemeiner vermengt, nichts unterscheidet sie dir.
Wär' er ein blut'ger Grob'rer, so pries ihn prunkender Marmor,
Doch das war er ja nicht, war bloß — Dichter und Mensch!

Die Veranlassung zu diesen Versen war folgende in Schöffes „Unterhaltungsblättern“ (Jahrgang 1826, Nr. 30) enthaltene Nachricht: „Vor einiger Zeit wurde in dem allgemeinen Grabgewölbe in Weimar nach Schillers Sarg gesucht, da man ihn wahrscheinlich in einer neuen Gruft beisehen wollte, aber — man

fand ihn nicht. Kein Unterscheidungszeichen, keine Inschrift am Sarge machte die Ueberreste des ersten Dichters Deutschlands von den vielen andern ihn umgebenden kenntlich...“ Wie groß daher Mattikers Freude war, als er am 3. Mai 1830 in Danneckers Werkstätte zu Stuttgart Schillers herrliche Büste, dies des großen Dichters würdige Denkmal erblickte, einnehmen wir einem dort entstandenen, allerdings nicht in den „Dichterbüchern“ aufgezeichneten Gedicht:

Voll Andacht schau' ich deine Züge,
Im Steine noch so klar und mild!
O, daß dein Geist herniedersteige,
Und Leben gäbe diesem Bild!

Schillerschen Geist möchte Mattiker aber vor allem auf die Bühne herabsteigen, sollte doch, wie uns in einer Anmerkung mitgeteilt wird, an jenem Abend „Die Ahnfrau“ von Grill-



Karl Häenny, Bern.

Holzchnitt.

parzer, „ein leidiges Schicksalsstück im Geschnack der ‚Schuld von Müllner‘“, im Stuttgarter Theater gegeben werden. Diese Tragödiengattung veranlaßt unsern biedern Schweizer zu höhnischen Auslassungen:

... an Italiens Hochaltar
 Verehret man jetzt falsche Götzen:
 Die Zeit ist nicht mehr, wie sie war.

Der Held muß gegen Mächte toben,
 Die sein Verderben längst bestimmt;
 Wie kann er da die Kraft erproben?
 Er knirscht vergeblich wild ergrimmt.

Nur Geisterspuck (sic) und Teufelskagen,
 Die treiben jetzt ihr wüthes Spiel,
 Und über diese tollen Fragen
 Empört sich besseres Gefühl.

Freilich, fährt Mattiker fort, schreiten die Schillerschen „Helbengeister“ auch noch „zu guter Zeit“ über die Bühne, aber im ganzen wird diese immer dreister „entweicht“. Das im Brustton der Ueberzeugung geschriebene Gedicht endet mit dem Wunsche, daß die Aera wiederkehren möchte, in der Weisheit auf der Bühne das Wort führte und die Lehren der Dichtung „Lebenswahrheit“ enthielten.

Klopstock gegenüber scheinen sich unsere Dichter in einer gewissen Zwangslage befunden zu haben! Wenn Mattiker die Reize des Zürichsees befangt, so steht es ihm wohl an, seinem großen Vorgänger ein Kränzlein zu winden:

Dort die Au! in dunkler Kühle
 Barg den heil'gen Sängers sie:
 Was der Genius ihm verlieh,
 Seines Busens Hochgeföhle
 Strömt er aus in Melodie.

Lyri geht sogar so weit, einem seiner Freunde Klopstocks Porträt zu schenken, wobei es natürlich nicht ohne schwungvolle Verse abgeht:

Und wann einsam du im traulichen Zimmer verweilst
 Sinnend auf Worte der Kraft, welche die Herzen erfreu'n,
 O dann suche dein Blick das Bild des erhabenen Sängers,
 Der mit der Lyra Gewalt hin zu den Sternen uns reißt!

Picker hingegen, von dem zwar die Sage geht, er habe sie und da nach Klopstocks Werken dreifach, erlaubt sich einmal eine uns sehr modern anmutende Aeußerung:

Die Müß' und Pein, womit wir lang
 In Klopstocks Oden lasen ...

So sehen wir also, daß auch unser kleiner Dichterkreis Klopstock wohl als den „erhabenen“, ja „heiligen“ Sängers lobt, jedoch — wenn überhaupt — mit „Pein“ liebt.

Durchaus echt ist die Verehrung für den Maler und Dichter Salomon Geßner, der Picker in fünf Sonetten Ausdruck verleiht, in denen er uns den „vom Stab der rohen Schuldespoten“ niedergedrückten Knaben auf der Höhe seiner Künstlerlaufbahn und schließlich im friedlichen Hasen des Sihlwalds vor Augen führt. Wenn Picker Ende der 1820er Jahre noch von Geßners „unverwelkten Palmen“ singt, so täuscht ihn wohl die tiefe Verehrung, die er ihm persönlich entgegenbringt, über den wirklichen Stand der Dinge. Wie schnell der Weltruf eines Dichters, dessen Werke dem Zeitgeschmack allzusehr entgegenkommen, dahinwelken kann, sehen wir gerade an Geßner, dessen Stern gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts bereits am Erblaffen war.

Aehnlich erging es dem Vorläufer der Romantik: Jean Paul. Nachdem er eine Zeit lang mehr Leser als Goethe und Schiller gehabt haben soll, fiel er schnell und gründlich der Vergessenheit anheim. Unsere Dichter scheinen ihn noch hochgehalten zu haben. Während es ihnen, nach einem scherzhaften Triolett zu schließen, nicht mehr möglich ist, den „viel zu großen Grandison“ des gefühlvollen Richardson zu lesen, ist ihnen Jean Paul, dessen von Sentimentalität strokende Werke sich zum Teil

auch nicht durch Kürze auszeichnen, noch „erster Größe Stern“ am Musenhimmel Deutschlands.

Und nun, welchen Wiederhall haben die Klänge der Romantik im Bergdorf Hirzel gefunden? Meta, die Picker um Schulzes „Cäcilie“ gebeten hat, schickt ihm nach einigen Tagen das Buch nebst einem sich darauf beziehenden Gedicht zurück, dem wir die folgenden Verse entnehmen:

Schweigend lauscht' ich Schulzens mächt'ger Leyer,
 Zitternd vor der Helben wildem Feuer,
 Ihres starken Armes blankem Schwert;
 Träumt' ihm nach der Liebe tiefe Schwermuth,
 Himmelshoffnung in des Scheidens Wermuth,
 An des theuern Grabes Duft genährt.

Und diese Dichtung, die eine starke Dosis Geföhlseligkeit erraten läßt, ist — freilich nur nach den Produkten unseres Bundes zu schließen — das einzige, was unsere Dichter mit der reichen, damals modernen Poesie der Romantik in Berührung brachte.

Wir stehen in der Epoche der Restauration. Wenn in politischer Beziehung die Jahre 1815—1830 vielfach durch eine „Scheu vor Neuerungen“, ein Zurückgreifen auf die Zustände des alten Regiments gekennzeichnet werden, so scheint sich in literarischer Beziehung bei unsern Dichtern, vielleicht auch in weitem Kreise, eine ähnliche Bewegung geltend gemacht zu haben. Vor neuen literarischen Erscheinungen machen sie halt und klammern sich an die Vertreter der alten Zeit!

Von den Vorgängen des öffentlichen Lebens spiegelt sich wenig in den Gedichten unseres kleinen Kreises ab. Immerhin sehen wir, daß die griechenfreundliche Gesinnung, die damals in der Schweiz herrschte, auch im Dörfchen Hirzel einen Wiederhall fand, weicht doch Picker dem Sieg von Navarino einen feurigen Hymnus:

Triumph! die stolz von Lybiens Ufer schwammen,
 Und Asiens Brut, die in vereinter Nacht
 Dir, Hellas, Keiten, Mord und Brand gebracht,
 Wir hörten laut Jehovah sie verdammen:
 Verschlinge Meer! verzehret Nacheflammen
 Wer Menschheit höhnt!“

Gegen die „päpstliche Hierarchie“, die sich, wie es scheint, die Geistesfreiheit damals besonders angelegen sein ließ, erlaubt sich der Epigrammatiker unseres Bundes mehrere Ausfälle. So legt er einem Bischof zu Offenburg, der das Lesen des neuen Testaments verbot, folgende Klage in den Mund: Welch' unfähliche Mühe, die Bibel dem Volk zu entreißen! Wahrlich ich wünschte mir bald, daß sie vorhanden nicht wär! und

O, wollt das Lesen doch vergönnen!
 Sind ja so wenige, die's können!

Lautet die Bitte, die er an den Rat zu Schwyz richtet, als dieser in seinem Gebiet das Lesen des „Wohlfahrenen Schweizer-Boten“ untersagte, weil sich, wie es in dem Erlaß des Rats heißt, „öffentliche Angriffe auf unsre heil. Religion“ in diesem „dem gemeinen Landmann in dieser Beziehung gefährlichen Blatt“ gefunden hätten („Der Schweizer-Bott“ Nr. 11, 1827). Bisweilen richtet Mattiker seine Angriffe direkt gegen die Person des Papstes, in dem er den „Hirten“ erblickt, der seine willigen „Schafe scheert“ und der ihm mit seinen durch ein bleiernes Siegel gezierten Bullen ein gutes Geschäft zu machen scheint:

Wenn ein heil'ger Vater nicht,
 Doch ein kluger scheint er mir:
 Seht, er streicht das Gold schön ein,
 Schickt euch wieder Blei dafür.

Nachdem wir im Vorstehenden versucht haben, in das jugendliche Dichten unserer Bundesglieder und in den Ideenkreis und die Formen, in denen es sich bewegte, einen Einblick zu bekommen, möchten wir noch kurz bei der Weiterentwicklung unserer Musenöhne verweilen. In ländlicher Abge-

chiedenheit sahen wir sie, ihre poetischen Erstlinge den „Dichterbüchern“ anvertrauen, denen sie in einem selbstironischen Einleitungsjonett ein Wiedersehen „im Pfefferladen“ prophezeien. Bald scheinen sie aber doch ihre Produkte der „Druckerschwärze“ würdig zu halten, und der Gedanke, einen „Musen Almanach“ herauszugeben, wird mehr oder weniger im Scherz erwogen. Endlich sind die ersten schüchternen Schritte in die Öffentlichkeit gelungen! In Zschokkes „Aufrichtigem und wohlverfahrenem Schweizerboten“ erscheint im Februar 1827 ein Silberrätzel Mattikers, und kurz darauf erblicken zwei seiner Sinngedichte und ein lyrisches Gedicht Pickers in den „Erweiterungen“ das Licht der Welt. Diese bei Remigius Sauerländer in Aarau erscheinende Monatschrift war 1811 von M. v. Kozebue, Heinrich Zschokke u. a. m. gegründet worden und versprach den Lesern, „was Clio lehret, was der Muse Scherz erfand und was Erweiterung gewähret“ zu bieten. Ende 1827 verzichtete Zschokke auf die fernere Herausgabe dieser Zeitschrift, da sich „Heiterkeit — Erweiterung — und Zensur“ auf die Länge als unvereinbar erwiesen hatten. Wenn sich auch somit den Produkten unserer Poesiefreunde in dieser Monatschrift kein weiterer Niederlassungsort aufstun konnte, so war doch das Entzücken, einmal dort verewigt worden zu sein, überwältigend. „Pickers Empfindungen, als er sich gedruckt sah,“ sind das bedeutendste Zeugnis hiefür:

O Vater! Lyri! Mattiker!
Wollt euch um mich versammeln!
Ich will — wo nehm ich Worte her,
Euch meinen Jubel stammeln.
Ich bin — Gottlob es ist glücklich!
Zulezt ist's doch gelungen,
Ich bin — o horcht! ich bin gedrückt
In den „Erweiterungen“.

Es wird mit erneutem Eifer weitergedichtet! Der von Ende Juni 1828—1831 jeden Freitag in Zürich erscheinende „Schweizerische Beobachter“ brachte im Februar 1829 einige von Mattikers Ausfällen gegen Rom — z. T. in etwas gemilderter Form — und etwas später Pickers „Sonnette auf Salomon Geßner“ zum Abdruck. Auch versorgte Mattiker unter dem Namen „Arktos“ diese Zeitung mit seinen Rätzeln. Einmal gab er seinen Lesern die damals zeitgemäße „Zensurlücke“ zu knacken auf. Das Erste, sagt er, komme eifrig und stutze dem frei sich erhebenden Gedanken die Flügel und das Ganze, obgleich „weiß und licht“, führe doch den Leser in „Finsternisse“ und spreche gleichsam: „Nicht gut, daß der Pöbel alles wisse.“

Welche Genußtunung muß es daher dem nach Pressefreiheit dürstenden Mattiker gewährt haben, als der „Schweizerische Beobachter“ am 26. Juni 1829 seinen Lesern das „Aufhören der Zensur“ feierlich mitteilte!

Nach und nach wagten sich unsere Dichter selbständiger hervor. Mattiker, der nicht nur Lehrer, sondern auch ein wirklicher Freund der Jugend gewesen zu sein scheint, gab 1834—39 einen beliebten „Kalender für Kinder“ heraus, in dem er u. a. eigene Gedichtchen, Fabeln und Dialoge, sowie auch Aufsätze und dichterische Versuche von Schülern zum Abdruck brachte. Nachdem J. J. Bär, vulgo Mattiker, als Lehrer in Männedorf in ein frühes Grab gesunken war, veröffentlichte sein Freund Ed. Billeter im Jahr 1842 dessen „Poetischen Nachlaß“. In diese Sammlung ist alles, was sich von dem Verstorbenen Nennenswertes in den „Dichterbüchern“ fand, aufgenommen worden.

Picker strebte höher. Er machte endlich seinem Namen Ehre, indem er sich dem Epos zuwandte. Während einsamer Wanderungen ins Sihltal, auf denen ihn der Weg über grüne Matten, durch Wald und an einem rauschenden Mühlbach vorüber führte, gewann das, was er schon längst „im Geist empfangen“ hatte, immer mehr Gestalt und Leben. Im Jahre 1836 veröffentlichte unser Sänger sein hohes Lied der Vaterlandsiebe, seine „Enkel Winfelrieds“.

Und die Dichterin unseres Kreises? Lange zögerte sie, die ihrem Herzen in andächtiger Stille entströmten Lieder der Öffentlichkeit preiszugeben. Schließlich gelang es Albert Knapp, dem „Vater des modernen Kirchenliedes“, ihr von 1833 an hie und da einen Beitrag für sein christliches Taschenbuch, die „Christoterpe“, abzugewinnen, doch nur unter der Bedingung, daß er ihren Namen verschweige. „Lieder der Verborgenen“ nannten sich diese poetischen Beiträge. Erst 1858 erschien mit einer Vorrede Knapps die erste Gedichtsammlung der „Verborgenen“; die zweite Auflage trug endlich ihren Namen. Meta Heußler hatte die Freude, ihr lebenswürdiges Talent in ihrer Tochter, der bei der Kinderwelt so beliebten Johanna Sphri, fortleben zu sehen.

Der „Dichterbund in Hirzel“ löste sich im Jahre 1830 auf. Wenn er auch in der Literaturgeschichte unseres Vaterlandes nicht die geringste Spur zurückgelassen, ja nicht einmal von tiefgehendem Einfluß auf die poetischen Bestrebungen seiner Glieder gewesen, so läßt er uns doch einen Blick tun in das literarische Kleinleben der Schweiz.

Dr. Clara Tobler, Zürich.

Novelle.

Aus dem Tag, dem dämmergrauen
Steigt des Abends dunkle Flut.
Traumbefangne Augen schauen
Ein geliebtes, fernes Gut.

Herzen schlagen heiß, und Arme
Breiten aus sich sehnsuchtsbang,
Und von einem schwülen Schwarme
Klüffert's einen Frühling lang.

Nur wem dunkel aus den grauen
Tagen steigt des Abends Flut,
Traumbefangne Augen schauen
Ein verlornes, teures Gut . . .

Ueber all die Frohgefühle
Mahnend streift ein ernster Gruß,
Und des Lebens herbe Kühle
Hemmt der Liebe raschen Fuß.

Stumm wird alles, und die blaffen
Blumen bergen ihr Gesicht.
Jahre gehen, und gelassen
Löscht das letzte, liebe Licht.

Maja Matthey, Solothurn.